

„Gemeinsam musizieren und nicht nur Selbstgespräche führen“



musik
schul
bündnis.
berlin

Der Träger des diesjährigen Berliner Musikschulpreises, Andreas Eschen, im Gespräch mit Michael Gabel vom Musikschulbündnis

Herr Eschen, Sie haben Germanistik und Theologie studiert. Wie kam es zum Entschluss, zur Musik zu wechseln?

Das war eigentlich als Übergangslösung gedacht. Nach dem Magister-Examen brauchte ich erst mal ein eigenes Einkommen und habe deswegen noch die Staatliche Musiklehrer-Prüfung gemacht. Das Unterrichten hat mir so viel Spaß gemacht, dass ich dabeigeblichen bin.

In der Musik haben Sie sich unter anderem auf Improvisation spezialisiert. Was reizt Sie daran?

Von Kindesbeinen an bin ich, wenn ich etwas gespielt habe, auch spielerisch mit diesen Dingen umgegangen. Ich habe dann in den verschiedenen Stilen, mit denen ich mich beschäftigt habe, einfach weiterimprovisiert. Meine Lehrer waren davon nicht so begeistert. Aber inzwischen ist das eine anerkannte Lehr- und Lernmethode.

Improvisation verbindet man eigentlich vor allem mit Jazz. Haben Sie auch Jazz gespielt?

Von Haus aus habe ich barocke, klassische und romantische Stücke gespielt. Später dachte ich, ich brauche frische Luft und fing an, Jazz zu spielen. So richtig doll war das aber nicht. Jazzharmonik begreife ich zwar gut, aber das Timing ist eben anders als in der Klassik.

Gibt es eine Epoche, in der Sie besonders gern improvisieren?

Das ändert sich stark. Manchmal ist es freitonal, manchmal geht es in eine romantische Richtung. Bei der Improvisation ist es wichtig, dass man nicht das spielt, was man sich vorgenommen hat, sondern was man im Moment erlebt.

Komponieren Sie auch?

Das macht mir keinen Spaß, und ich habe dann viel schlechtere Ideen.

Sie haben sich schon früh für das Werk des Pianisten, Musikpädagogen und Kulturpolitikers Leo Kestenbergs interessiert. Wieso?

Kestenberg hatte einen unglaublich weiten Horizont. Er ist für mich bis auf den heutigen Tag derjenige, der mit einer erstaunlichen Offenherzigkeit die verschiedenen Gesichtspunkte des musikalischen Handelns berücksichtigt hat. Niemals sind seither das gesamte musikalische Leben und alle Stufen der

Musikpädagogik, vom Kindergarten bis zur Hochschule, so umfassend zusammen bedacht worden.

Kestenberg lebte lange in Berlin, musste dann als Jude emigrieren. Was bleibt von ihm?

Drei Dinge sind es vor allem: Zum einen die Selbsttätigkeit, also dass Schülerinnen und Schüler selbst etwas aus eigenem Antrieb produzieren, selbstständig Erfahrungen zu machen, zum Beispiel auch, indem sie improvisieren. Das Zweite ist, dass Musik Gemeinschaft ermöglicht. Zur musikalischen Kommunikation gehört auch, dass man gemeinsam musiziert und nicht nur Selbstgespräche führt. Und zum Dritten die Verbindung von sinnlicher Erfahrung und Theorie.

Wie sieht für Sie die ideale Musikschule aus?

Meine zentrale Identifikation mit der Musikschule ist gewachsen in der Gewerkschaftsarbeit. Wir haben für den Erhalt und für die Entwicklung der Musikschulen immer kämpfen müssen. Und ich habe gelernt, wie wesentlich die Zusammenarbeit mit Kollegen ist, um pädagogische Projekte zu ermöglichen, und dass die Begleitung der Schüler über viele Jahre nicht einfach nur in wöchentlichen Klavierstunden zu erfolgen hat, sondern dass mehr dazu gehört: musikalische Früherziehung, Kammermusik, Instrumentalkurse, Theorie. Ich bin der festen Überzeugung, dass die Musikschule umso besser wird, je mehr die Kolleginnen und Kollegen die Möglichkeit haben, etwas gemeinsam zu machen. Da sind die Berliner Musikschulen auf keinem schlechten Weg.

Wenn Sie dem derzeitigen Zustand der Berliner Musikschulen eine Note geben müssten, welche wäre das?

Ich bin so froh, dass ich als Klavierlehrer an der Musikschule niemals Noten vergeben musste, und das werde ich jetzt, wenn ich in Rente bin, nicht ändern.

Was ist in den vergangenen Jahren besser geworden, was schlechter?

Die Vielseitigkeit der Musikschule, der pädagogischen Konzepte, der Instrumente, der musikalischen Stile, da hat sich unheimlich viel entwickelt. Durch die neuen Stellen, die geschaffen wurden, ergeben sich verbesserte Rahmenbedingungen für die pädagogische Arbeit. Aber nehmen wir das neue digitale Verwaltungsprogramm – das sollte eigentlich ein Segen sein und die Musikschulen entlasten, aber eher ist das Gegenteil der Fall. Das ist atemberaubend schlecht gelaufen.

Dass die Musikschulen intensiver mit den Regelschulen kooperieren, müsste eigentlich ganz in Ihrem beziehungsweise Kestenbergs Sinne sein.

Absolut. Aber da gibt es eine Menge Verbesserungsmöglichkeiten. Im Moment ist es ein bisschen so, als hätte man eine Trockenheit und verteilte einfach nur Wasserhähne. Man muss aber auch Wasserleitungen und das Wasser dazu liefern. Derzeit haben wir ein reines Betreuungssystem, das nicht ausreichend pädagogisch begründet ist. Immerhin gibt es einzelne Lehrkräfte, die auch unter schwierigsten Bedingungen damit fantastisch zurechtkommen.

Was müsste geschehen, damit die Zusammenarbeit besser läuft?

Erster Punkt: Instrumentalunterricht ohne Übemöglichkeiten hat keinen Sinn. Zweiter Punkt: Der Großgruppenunterricht erzeugt keine differenzierten motorischen Fähigkeiten. Das heißt, man braucht ergänzenden Kleingruppenunterricht. Drittes Problem: Wenn sich die Pädagogen vom Vormittag und vom Nachmittag nie sehen, dann ist das ein Desaster. Es ist ein grundsätzliches Problem unserer Bildungslandschaft: Man schafft eine Struktur und denkt überhaupt nicht darüber nach, welche Voraussetzung diese Struktur haben muss, um zu funktionieren.

Sie sind Pianist und Pädagoge, Ihre Frau ist Cellistin und ebenfalls Lehrerin. Sie haben drei Kinder. Haben alle ein Instrument erlernt?

Ja, Geige, Cello, Schlagzeug Gesang - und natürlich Klavier. Musik bedeutet ihnen viel, aber sie haben keinen Musikberuf ergriffen. Eine Tochter hat eine Ausbildung in Musiktherapie gemacht, danach aber Sozialarbeit studiert.

Wenn Sie nicht musizieren, unterrichten oder Fachbücher lesen – wie entspannen Sie sich?

Ich mache viel Musik, improvisiere und spiele Kammermusik mit meiner Frau. Zweimal in der Woche fahre ich zum Kinderhüten zur Familie meiner ältesten Tochter. Und im Moment bin ich gerade dabei, viel zu lesen, um zu verstehen: Was heißt das eigentlich, mit Musik zu kommunizieren? Ist Musik eine Sprache, ein Zeichensystem? Das ist sie nicht, aber trotzdem verstehen wir sie. Damit beschäftige ich mich.